



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Benn, Gottfried: Gespräch

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Gespräch

Von Gottfried Benn

In einem Erker, der zu einem Restaurantzimmer gehört Durch die weiten Fenster sieht man einen See und Wälder um seine Ufer. An einem Tisch, dicht an den Scheiben, sitzen Gert und Thom.



ert: Da setzen sich wirklich schon welche draußen hin.

Thom: Ja, wirklich. Ein bißel gewagt, nicht?

Gert: Das schon; aber nun werden sie nach Hause gehn und werden sagen: nun ist es aber wirklich Frühling; wir haben schon draußen gegessen.

Thom: Und das ist dann, als ob sie sagten: es ist uns allen etwas sehr Freundliches geschehen. Da hast du recht. Und schließlich ist es das doch auch. Wenn ich eine Novelle schreiben würde, die heute begönne, würde ich auch so anfangen: An einem Nachmittag mitten im hellen Frühling.

Gert: Eigentlich ist es ja mehr Balladenwetter, weißt du. Alles kühl und straff und blau und gold; aber wie würdest du weiter schreiben?

Thom: Das ist eben die Frage. Sieh mal, was jetzt da draußen geschieht, das ist doch einfach das, daß es Abend wird, nicht wahr? Wenn du das sagst, weiß jeder, was gemeint ist. Wie würdest du das nun aber ausdrücken, wenn du es gewissermaßen künstlerisch sagen wolltest? Neu? Eigentümlich?

Gert: Du meinst das in dem Sinne, wie Flaubert Maupassant lehrte? Aber ich kann dir da wirklich jetzt keine Antwort geben.

Thom: Überlege es dir doch, bitte, mal. Siehst du es denn nicht auf irgendeine besondere Weise?

Gert: Ich glaube nicht. Aber vielleicht — warte mal — so: Es ward Abend; große graue Vögel kamen aus den Wäldern und flogen über den See und über das Land; und auf allem, das sie überflogen hatten, blieb ein Schatten zurück. Weißt du, ich würde es vielleicht so malen können: große Vögel, reiherähnlich, rauchgrau an Brust und Hals, brechen aus einem Gehölz; auf ihren Flügeln müßte etwas liegen von dem Schatten der Wälder, die sie durchflogen haben, und das gleitet nun gewissermaßen herab; das müßte man eben darstellen, so das Sinkende, Niederrieselnde von ihren Flügeln, daß man es glaubte, wenn hinter ihnen alles Land in Schatten läge. Nun, und du?

Thom: Ich würde wohl einfach sagen müssen, was geschieht: Die Wälder wurden uns ferner; von Nebeln eine dünne Haut legte sich über den See; das Licht wurde zarter und durchsichtiger und nahm an Fülle ab.

Gert: Das ist allerdings auch schöner.

Thom: Gar nicht schöner. Nur eine Zuflucht.

Gert: Vor wem?

Thom: Vor der Lächerlichkeit. Sieh mal, wenn man heutzutage von jemandem sagt: der macht Gedichte oder schreibt Novellen, so ist das beinahe so, als ob man sagte, er habe einen unreinen Teint. Das kompromittiert seinen Geschmack und stellt seine Lebensart in Frage. Wenn man es aber doch nicht lassen kann, bleibt nur die Zuflucht, die Dinge und Geschehnisse auf ihren rein tatsächlichen Bestand zurückzuführen, sie auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen.

Gert: So wie du es eben getan hast? Das hieße also, ehe man einen Roman oder ein Gedicht schreiben wollte, müßte man Chemie, Physik, experimentelle Psychologie, Atomistik, Embryologie studieren?

Thom: Du drückst es etwas verwegen aus; aber ich sage: ja.

Gert: Dann könntest du die ganze bisherige Literaturgeschichte auf einem Briefbogen abhandeln!

Thom: Sage mal, kennst du Jacobsen?

Gert: Jens Peter? Den Dänen? Gewiß kenne ich ihn.

Thom: Ist dir nie etwas aufgefallen, wenn du dir dessen Leben ansiehst?

Gert: Was meinst du denn?

Thom: Er war nämlich ein großer Naturwissenschaftler, weißt du das? Aber gibst du überhaupt zu, daß seine Kunst etwas ganz Außerordentliches für jeden von uns Heutigen geworden ist? Nein? Also für viele! Und denke mal, dieser Mensch hat sich auf eine ganz seltsame und eindringliche Art mit den Naturwissenschaften befaßt. Gar nicht so als Dilettant sich rasch an einem kosmischen Problemchen aufgeregt. Nein. Er schrieb z. B. eine Arbeit über die Desmediazeeen Dänemarks. Weißt du, was Desmediazeeen sind?

Gert: Wahrscheinlich ein Fremdwort für Hyazinthen oder Heliotrop oder eine Rosenart.

Thom: Eben nicht. Desmediazeeen haben mit Gräsern, Kräutern oder gar Blumen nichts zu tun. So weit versteigen sie sich nämlich nicht. Höre: Desmediazeeen sind Zellen, meist einzeln lebend, in der Mitte eingeschnürt oder mit symmetrisch verteiltem Protoplasma, deren Vermehrung durch Teilung vor sich geht. Du wirst also nicht sagen, daß sie an sich irgendeinen Stimmungswert enthielten.

Gert: Und darüber hat Jacobsen geschrieben?

Thom: Eine lange, preisgekrönte Arbeit. O, eine ganze Botanik von Dänemark wollte er schreiben!

Gert: Und du willst sagen, das hätte Beziehungen zu seiner Kunst? Das war doch vielleicht nur ein Jugendgedanke von ihm und später sah er selber ein, daß es für ihn ein Abweg gewesen wäre.

Thom: Meinst du? Stelle dir doch einmal vor, was heißt das denn eigentlich: Dichten, und um was handelt es sich, wenn man irgend etwas beschreiben will? Feiner, flüchtiger, noch nie gesagter Dinge will man doch habhaft werden und sie so aufbewahren, daß sie den Schmelz nicht verlieren, den sie trugen, als sie zu uns kamen. Du mußt also eine ganze Heerschar von Worten und Bildern und Vorstellungen haben, denen du gebieten kannst; und du mußt sie zusammenpassen und du mußt sie ändern, sie müssen ganz geschmeidig vor dir sein, und meinst du, du vermöchtest dies, ohne ganz genau zu wissen, woher sie eigentlich kommen und was denn in ihnen steckt? Meinst du, du könntest irgend etwas anfangen mit hergelaufenen Worten, die blaß und matt und müde zu dir kommen? Sieh dir Jacobsen an: der wohnt in der Heimat aller dieser Worte; unter Dingen, von denen andere nur den Namen wissen, lebt er sein Leben; glaubst du nicht, daß dieser Dinge Namen für ihn nun etwas ganz anderes bedeuten, viel mehr Inhalt und Beziehungen haben? Und zwar handelt es sich um Worte, die für die Beschreibung sehr wichtig sind; um Worte über Gerüche, Farben und Geräusche, über Leibliches und Tierisches; die sind nun bei ihm und können ihm helfen, so oft er etwas Neues, etwas Lebendiges, Bewegliches beschreiben will. Er hob sie ja von lauter lebendigen, beweglichen, miteinander spielenden Dingen. Glaubst du noch, daß das ein Abweg war?

Gert: In dem, was du sagst, ist ja sicher Wahres; aber es hat doch immerhin einige Dichter von Ruf gegeben, die keine Ahnung von Naturwissenschaften hatten.

Thom: Keine Ahnung? Ich weiß nicht. Ich will gar nicht verallgemeinern; ich sage ja nur, daß das Spezifische in Jacobsens Kunst mit seinen naturwissenschaftlichen Neigungen ganz sonderbar eng zusammenhängt. Er war auch ein leidenschaftlicher Darwinianer. Er übersetzte die Abstammung des Menschen und die Entstehung der Arten ins Dänische, und seine ersten Schreibereien als junger Student galten der Popularisierung Darwinscher Ideen.

Gert: Also Jacobsen meinte, daß wir . . .

Thom: Ich bitte dich, Gert; laß doch diese alberne Affenabstammungsgeschichte. Laß die doch einmal ganz aus dem Spiel. Der Darwinismus bedeutet ja doch schließlich etwas ganz anderes. Er bedeutet doch nur, daß alles, was ist, dem Gesetz der Entwicklung unterstellt ist; daß unser Leben verknüpft ist mit vielen andern Leben, ja daß wir verwandt sind mit allem, das überhaupt Leben heißt. Die Kiefernäste da draußen und die Blumen hier auf dem Tisch und das Mädchen da mit dem Kettenarmband, um die handelt es sich. Und kannst du dir nicht vorstellen, daß Jacobsen, um das Leben zu begreifen, das ihm in den Menschen so vielfältig und verschlungen entgegentrat,

es bis dahin zurückverfolgen mußte, wo es sich ihm in seinen primitivsten Formen zeigte, gewissermaßen nur als ein Schema des Lebens, als eine steile Projektion des Lebens? . . . Sieh mal, das ganze Chaos von Geschehnissen, das sich aus den Beziehungen der Menschen zueinander ergibt, alle je träumbaren Träume und je erleidbaren Sehnsüchte, das läßt sich doch schließlich alles restlos auf einige ganz wenige Funktionen zurückführen, die eben die Funktionen des Lebens an sich sind und die in jeder Zelle stumm sich abspielen. Überkommt dich nicht bei diesem Gedanken ein Gefühl, als glättete sich allerhand bis dahin Unruhvolles in dir und als sähest du um allerhand Verworrenes jetzt klare große Umrisse? Ich muß dir gestehen, in mir entsteht immer eine Empfindung von ganz eigentümlichem Gefühlston, wenn ich mir Jacobsen vorstelle, wie er mit einem Mikroskop an der Arbeit ist und eine Zelle studiert: wie das Leben, aufgegipfelt in eines seiner subtilsten Exemplare, in dem das Seelische, das Zerebrale sich aufgefasert hat in seine feinsten und äußersten Vibrationen, sich über ein anderes Leben beugt: dumpf, triebhaft, feucht, alles eng beieinander, und wie doch beide zusammengehören und durch beide die eine Welle läuft und wie beide leibsverwandt sind bis in die chemische Zusammensetzung ihrer Säfte.

Gert: Und du meinst, so hätte Jacobsen die Naturwissenschaften betrieben? Von diesem Gesichtspunkt aus?

Thom: O ganz gewiß! Und hier gehört vielleicht auch noch ein Zug her, der gegen Ende bei seinem Niels Lyhne auftritt; ich meine jene Freude an körperlicher Arbeit, jenes Glück an körperlicher Müdigkeit. Ich glaube, eine Stelle heißt so: „Oft konnte man ihn sitzen sehen, wie sein Vater gesessen, an einer Heckenlinie oder auf einem Grenzstein, in seltsam vegetativer Ergriffenheit auf den glühenden Weizen oder den ährens schweren Hafer starrend.“ Bitte, stelle dir das deutlich vor: Da sitzt er nun, Niels, der ausgezogen war, um ein großer Künstler zu werden, der seine Seele hatte durchrütteln lassen von allen Sensationen moderner Kultur und Wissenschaft, da sitzt er nun und fühlt mit Behagen in seinen Gelenken und Muskeln die Müdigkeit, die aus körperlicher Arbeit kommt, und starrt wie mit ausgelöschten Hirnfunktionen auf die rhythmisch wogenden Kornfelder. Es ist wie ein Kreis, der sich schließt: das Resultat millionenjähriger Entwicklung, das Hirntier, das Zerebralgeschöpf, nun wird es zurückgezogen zum Vegetativen, Pflanzlichen, zu allem, das anheimgegeben ist an Tag und Nacht und Glut und Frost; nun sitzt es da, wie nie aufgestört aus der Seligkeit gehirnloser Urahnen, wie heimgekehrt, müde des weiten Wegs, still in der Sonne — eine Raumausfüllung.

Gert: Aber legst du da nicht Jacobsen vielleicht Empfindungen unter, die er gar nicht gehabt hat? Gegen die er vielleicht sogar sich wehren würde?

Thom: Bitte, lies ihn doch noch einmal. Lies seine Briefe, ich habe sie bei mir, ich will sie dir geben; lies sein Tagebuch, das er das Tagebuch eines begabten jungen Mannes nennt, lies Morgens, aber lies vor allem noch einmal „Niels Lyhne“. Weißt du, sein ganzer Stil ist ja absolut naturwissenschaftlich.

Ich meine die Art, wie er die Dinge sieht. Für ihn gibt es nichts Zuständliches; er sieht alles kommen von weither und seinen Weg gehen und über einen Moment dieses Weges sagt er schnell ein Wort. Und wenn er zwei Menschen zusammenführt in seinen Büchern, so gehen sie wohl eine Strecke zusammen und leben ein Stück Leben zusammen, aber bald gehen sie auseinander und nehmen kaum Abschied. Bitte achte einmal darauf, wenn du Niels Lyhne liest. Wo bleiben sie eigentlich alle: Herr Vigum, Frau Boyl und die arme Fennimore? Man erfährt es nicht. Seine Empfindungen sind ganz durchdrungen von dem Gefühl des ewigen Flutens und Weitermüssens und Aufsteigens in neue Formen, er weiß, „daß alles gleitet und vorüberirrt“, und daß es dieselben Flüsse nicht mehr sind, auch wenn wir in dieselben Flüsse steigen . . . Damit du nicht wieder sagst, ich phantasierte, will ich dir eine Stelle vorlesen aus seinen Briefen, wenn du sie anhören willst. Sie heißt so: „Ich habe nie etwas Abgeschlossenes in einem Verhältnis zwischen Menschen gesehen. Wenn sie auch siebenmal siebenundsiebzimal abschließen, so fährt es doch fort weiterzuleben und kann kommen und verlangen, noch einmal abgeschlossen zu werden.“ Wie stellst du dich jetzt dazu?

Gert: Ja, aber, wer sagt, daß er nicht diese Art einfach als ein Gesetz in sich getragen hat? Vielleicht war es einfach sein künstlerischer Instinkt, der ihn so sehen ließ?

Thom: Möglich wäre es. Vielleicht! Aber ich kann dir beweisen, daß es sich so nicht verhält. Ich kann dir zeigen, daß er bewußt diese Art zu schauen und zu schildern als Methode aus den Naturwissenschaften in die Kunst hinübergenommen hat.

Gert: Das allerdings wäre interessant.

Thom: Dazu mußt du mir aber noch einen Augenblick Gehör schenken, — ich glaube, ich werde noch so viel sehen können; vielleicht finde ich den Brief gleich; wenn ich nicht irre, war er an Eduard Brandts, — ja hier steht es, höre bitte: „Es ist in den Naturwissenschaften in der letzten Zeit Mode geworden zu sagen, daß zuviel Gewicht auf die Entwicklungsgeschichte gelegt worden sei. Diese Beschuldigung kann nicht mit Recht auf Works of fiction hinausgeschleudert werden. Denn hier ist fast immer bloß von fertigen Zuständen die Rede; selbst wo Versuche gemacht sind, ist es niemals wirkliche Entwicklung, es ist nur eine gewisse feste Form, die Bogen auf Bogen reich und reicher nuanciert wird, mehr und mehr unterstrichen wird. Es sind nicht Möglichkeiten in ihnen zu allem Möglichen; dadurch gewinnen sie natürlich an Festigkeit, doch nicht an Leben. Die wirkliche Entwicklungsgeschichte (*voir venir les choses*) ist es, auf die nun Gewicht zu legen ist von jenen, die können, selbst auf die Gefahr hin, daß die Charaktere des Zusammenhangs zu ermangeln scheinen.“ Also du stiehst mit dem Gesetz und dem Instinkt? Ich muß dir offen gestehen, daß mir diese Rede vom Instinkt und Rausch, aus dem der Künstler seine Werke gebiert, immer ein wenig lächerlich vorkam. Meinst du nicht,

daß auch sie ganz bitterlich ringen, nicht anders, als wie Jakob rang mit einem fremden starken Mann, bis er ihn segnete? Aber es ist spät und dunkel. Es sind schon alle fort.

Gert: Und das willst du ganz fortlassen, das Intuitive, Spontane, mit einem Wort das Schöpferische, das sich in Werken zu entladen drängt? Diesen kosmischen Unterton willst du ganz leugnen? Einer, den du auch liebst, hat doch gesagt: Dichten heißt die Welt wie einen Mantel um sich schlagen und sich wärmen. Thom, die Welt!

Thom: Du kannst den ganzen Kosmos durch dich fluten fühlen und brauchst doch nur ein Schwärzer zu sein. Ich halte mich an Rodins hartes Wort, daß es überhaupt keine Kunst gibt, sondern nur ein Handwerk. Vielleicht gibst du mir noch einmal recht . . .



Argentinien

Von Oberst a. D. von Kornagfi = Berlin



Am 25. Mai 1810 war die Plaza Mayor zu Buenos Aires trotz des schlechten Wetters gedrängt voll von Menschen. Alle trugen im Knopfloch oder am Hüte weiße und himmelblaue Bänder. Man wartete ungeduldig auf den Ausgang der Beratungen des Cabildo, der sich an Stelle der durch Massenausritt aufgelösten alten Junta gebildet hatte. Als schließlich die Beratungen dem Volke zu lange dauerten, schrieb Berutti die Namen derjenigen Personen auf einen Zettel, die Tags zuvor im Hause von Rodriguez Peña zur Bildung der neuen Regierung bestimmt worden waren. Die Liste wurde durch Zuruf in öffentlicher Abstimmung gebilligt, dem Cabildo überreicht und unter dem Druck der öffentlichen Meinung durch ihn angenommen. Präsident wurde Don Cornelio Saavedra; unter den Mitgliedern befanden sich Manuel Belgrano und Mariano Moreno. Am demselben Nachmittag noch leisteten die Mitglieder den Eid und Saavedra sprach vom Balkon des Regierungsgebäudes zum Volke, es zur Ordnung und Eintracht ermahnend.

So endete eine drei Jahrhunderte lange Epoche der Unterdrückung durch das spanische Mutterland. Der 25. Mai ist der denkwürdige Tag, der dem argentinischen Volke die Unabhängigkeit gab.

Die argentinische Republik hat ihre Unabhängigkeit gegen äußere und innere Feinde zu verteidigen gewußt und sich allmählich zu einem modernen Kulturstaat entwickelt. Ausgezeichnete Präsidenten wie Mitre und Sarmiento haben den Volksunterricht, Ackerbau und Handel gehoben; General Roca hat vor seiner ersten

Grenzboten II 1910

52